

Von der Unfähigkeit zur Trauer

Autor(en): **Jürgmeier**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Puls : Drucksache aus der Behindertenbewegung**

Band (Jahr): **36 (1994)**

Heft 1

PDF erstellt am: **21.05.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-158643>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Von der Unfähigkeit zur Trauer

von Jürgmeier

«Alles wird gut.» Wider jede Vernunft und Erfahrung stand der Satz da. Gross. Farbig. Unübersehbar. Wohlgroth. Hartnäckig, fast schon stur stachen einemundeiner diese Worte bei der Einfahrt in den HB Zürich in die Augen. «Alles wird gut.» Oder die Kehrseite: «Alles wird Wut.» Denn: Nur wer (noch) glaubt, es könne auch alles gut werden, wird wütend, wenn es nicht so kommt. «Alles wird gut.» Gegen jede Einsicht wurde da propagiert, es komme anders als erwartet. Natürlich kam es wie erwartet. Die *Geschichte* – die *Zürcher Geschichte*, und Zürich ist irgendwie überall –, die *Geschichte* scheint sich zu wiederholen. Und die Beteiligten *spielen* ihren Part. Wie vorausszusehen war.

Wie vorausszusehen war, haben sich für mich – und wahrscheinlich auch für viele andere – Jahr für Jahr immer wieder Hoffnungen zerschlagen, Utopien als uneinlösbar erwiesen. Private und politische. Wie vorausszusehen war, bin ich immer wieder an eigenen Ansprüchen *gescheitert*. Immer wieder musste Abschied genommen werden. Von Menschen. Von Visionen.

Von Träumen. Von Sehnsüchten. Von Utopien. Eben – wie vorausszusehen war.

Alle wissen es. Alle spüren es. Aber keineundkeiner mag es laut sagen: Die lebenslange, leidenschaftliche, ungetrübte Liebe mit einem einzigen Menschen ist eine Illusion. Wir wissen um die schiere Unmöglichkeit der Verbindung von Leidenschaft und Sicherheit, um die Beschränktheit der Hingabe und die Grenzen der Freiheit. Aber wir tun weiterhin so, als ob es gelänge bzw. als ob es gelungen wäre. Wir richten uns gemütlich ein, arrangieren uns in Geborgenheit oder Autonomie und hoffen, dass es keineundkeiner merkt, dass wir das andere vermissen.

Wir verbergen *tapfer* unsere Trauer, auch vor uns selbst. Denn: Wir mögen uns nicht als Enttäuschte, Verletzte, Traurige. Und vor allem mögen wir die nicht, mit denen wir an unseren Visionen, zum Beispiel der *grossen Liebe*, *scheitern*. «Du warst der die Falsche», heisst es dann. Oder: «Ich war dieder Falsche.» Oder: «Die Liebe ist eine Illusion.» Alles scheint uns erträglicher als die Trauer darüber, dass alles (immer wieder) ein Ende hat, dass das *Glück* nicht von Dauer ist.

Alle wissen es. Alle spüren es. Aber keineundkeiner mag es laut sagen:

Wir sind hoffnungslos am Ende unseres Lateins und machen es uns in der Verzweiflung noch gemütlich. *Wir* wissen um die Unmöglichkeit des die Verhältnisse überwindenden Dialogs mit der gesellschaftlichen Macht, um den unaufhebbaren Graben zwischen Vision und Wirklichkeit, um die Grenzen der Veränderbarkeit. Aber *wir* tun weiterhin so, als ob nichts geschehen wäre bzw. als ob etwas geschähe. *Wir* richten uns gemütlich ein, arrangieren uns mit der Macht und hoffen, dass *wir* MittäterInnen – und damit ist das *Wir* als ein durchaus privilegiertes entlarvt – gerade noch einmal davonkommen.

Jahr für Jahr wird Wissen und Erfahrung gegen Hoffnung Vision Utopie angehäuft. Gegen die ewige romantische Liebe. Gegen die freie und gerechte Gesellschaft. Und endlich ist der Anfang nicht mehr ohne das Ende, die Utopie nicht mehr ohne ihr Scheitern denkbar. Bis sich schließlich beides unauflösbar ineinander verschraubt – die Wirklichkeit und die Erwartung. Und am Ende ist nicht mehr zu entscheiden, ob die Wirklichkeit die Erwartung bestätigt oder die Erwartung der Wirklichkeit entspricht. Wie vorauszusehen war. Was also bleibt?

Das krampfhaftes Aufrechterhalten oder Aufrichten von Perspektiven, die

sture, wider jede Vernunft und Erfahrung geschürte Hoffnung auf bessere Zeiten, das heisst letztlich die Verdrängung dessen, was unsere Realität bisher ausgemacht hat, in der Hoffnung, die Wirklichkeit lasse sich irgendwann gegen jede Vernunft und Erfahrung wenden? Das uneinsichtige *Alleswirdgut*, das auch in Zukunft mit Bestimmtheit wieder irgendwoirgendwie irgendwann einem Baggerzahn zum Opfer fällt?

Oder die mit Sicherheit irgendwann bestätigte prophetische Leier des schlimmsten Falls? Die coole Gelassenheit derer, die jeder neuen Liebe das absehbare Ende voraussagen, auch der eigenen? Der abgeklärte Zynismus der in politischen Niederlagen Erfahrenen?

Das Gelächter *meiner* SchülerInnen während der RTL-Schnulzensendung *Traumhochzeit* kann so wenig wie mein abgeklärtes *Was habt Ihr denn anderes erwartet?* nach einer weise vorausgesagten Abstimmungs-Niederlage über die verdrängte Hoffnung hinwegtäuschen. Denn: Das Wissen beseitigt weder die Sehnsucht noch die Hoffnung. Die *Abgeklärtheit* ist der hilflose Versuch, sich als *Wissende(r)* zu erweisen und – dies vor allem – die Trauer zurückzudrängen.

Trauer und Verzweiflung aber wären die einzig *vernünftige* Antwort auf die

immer wieder enttäuschte Sehnsucht, auf die immer wieder scheiternde Utopie.

Wir leben in einer Zeit, in der die *grossen Utopien* – die sich in einer umfassenden gesellschaftlichen Vision äussern, die jenen alten menschlichen Sehnsüchten nach Freiheit und Solidarität, Gleichheit und Gerechtigkeit, Leben und Lieben ohne Angst ein Gesicht zu geben versuchen – zynisch als *Kinderträume* oder *Jugendsünden* diffamiert und reihenweise auf den Abfallhaufen der Geschichte geworfen werden. So wird, worauf pathetisch gesetzt und gehofft, enttäuscht abgewertet. Die Liebe und die Utopie. Die Geliebten und die MitstreiterInnen. Damit möglichst schnell vergessen werden kann. Es wird – heisst es dann beispielsweise – immer Diskriminierung geben. Das ist *realistisch* und – für die Diskriminierten – zynisch zugleich.

Was bleibt? Verzweifelte Hoffnungslosigkeit? Oder verzweifelte Hoffnung? Oder, daran zu erinnern, was auch möglich gewesen wäre, wenn? Dass es dem menschlichen Potential auch entsprochen hätte, eine Welt zu verwirklichen, die kein Elend, keinen Krieg, keine Spaltung in ObenundUnten, ArmundReich, MannundFrau, BehinderteundNichtbehinderte kennt. Dass Träume, Sehnsüchte, Hoffnun-

gen keine Illusionen sind, sondern Darstellungen dessen, was auch vorstellbar wäre, wenn wir die Macht der Herrschenden nicht bis in den letzten Winkel der Welt und in alle Ritzen der individuellen menschlichen Psyche vordringen liessen.

Die Erinnerung an das, was möglich wäre, wenn unsere Möglichkeiten nicht so begrenzt wären, diese Erinnerung ist für die einen schmerzlicher als für die anderen.

Denn: Für die einen ist die Utopie eine Art *abstrakter Entwurf*, ein *Projekt*, ein *Werk*, das sie im Laufe ihres Lebens zu *schaffen* sich vorgenommen haben. Wenn es *misslingt*, ist es eine Enttäuschung, eine Verletzung der Eitelkeit, aber tragisch, existentiell bedrohlich ist es nicht. Ihnen bleibt der gewiss nicht angenehme Abschied von einer *Vorstellung*.

Für die anderen aber ist die Utopie die letzte Hoffnung auf Überleben bzw. auf ein einigermaßen *anständiges* Leben. Für sie ist der Abschied von der Utopie eine Tragödie, ein faktisches Todesurteil.

So können die einen als *gute VerliererInnen* den Respekt vor sich selbst behalten, die anderen aber bleiben Opfer eines *Spiels*, zu dessen Regeln sie nichts zu sagen hatten.

Nur derdie *Privilegierte* kann sich fragen, ob es nicht besser wäre, sich

endlich vom *Ballast* ganzheitlicher Gesellschaftsentwürfe zu *entlasten*. Sich auf das zu beschränken, was *Erfolg* verspricht. Aber: Das Erfolgversprechende ist immer das, was unter den herrschenden Verhältnissen erfolgreich ist.

Ein solcherart *redimensioniertes Weltbild* – und es ist verbreiteter, als wir denken – ist das Produkt privilegierter gesellschaftlicher Position, entstanden aus dem Blickwinkel derer, die keines (wenn auch nur utopischen) Trostes bedürfen. Dient der Rechtfertigung des Zynismus, der darin besteht, zu *geniessen*, solange es noch etwas zu *geniessen*, zum *Reinziehen* gibt. Leben hier und heute, ohne *utopisches Geschwätz*, ohne *humanistisches Gefasel* über die Not der anderen. Unabhängig von dem, was noch kommen mag. Wenn die Utopie nicht einlösbar ist, die menschlichen Kräfte übersteigt, dann sind die Privilegierten ebenso *entlastet*, wie wenn es gelingt, die Notleidenden für ihre Not selbst verantwortlich zu machen.

Die Verwerfung des Utopischen ist (auch) Abwehr von Trauer. Denn: Die Erinnerung an die Utopie ist schmerzlich. Sie reißt den Graben zwischen Wunsch und Wirklichkeit auf. Denen, die versuchen, den Blick auf die Welt, wie sie ist, zu richten; denen, die sich

dem gigantischen Verdrängungsprozess der unseren gesellschaftlichen Alltag prägt, verweigern, bleibt nur die Trauer und – allenfalls – die Wut.

Die Trauer ist die Erinnerung an die Utopie zum einen, die Erinnerung an die Grenzen menschlicher Veränderungskraft zum anderen. Und beides ist schmerzlich. Wir möchten nicht an unsere Grenzen erinnert werden. Weil damit auch der Tod in unser Bewusstsein rückt. Und nicht an die Utopie, die deutlich macht, dass es anders sein könnte, ja, müsste, als es ist. Diese Vorstellung stört unsere genügsame Gemütlichkeit. Und die *Bescheidenheit* der Privilegierten ist eine durchaus angenehme. Für andere aber gibt es – in diesen Verhältnissen – keine Existenz in Genügsamkeit. Da ist jede Minute, jede Stunde, jeder Tag Erinnerung daran, dass es nicht sein dürfte, wie es ist.

Für sie ist Marilyn Fergusons *Rezept* für ein *erfolgreiches* Leben blanker Zynismus:

«Es gibt zwei Möglichkeiten, ein erfolgreiches Leben zu haben, einmal, alles zu kriegen, was du willst, und nur sehr wenige können dies schaffen, die andere Möglichkeit ist, alles zu wollen, was du kriegst.»

Na also – sollen die Hungernden doch endlich hungern, die Vergewaltigten endlich vergewaltigt, die Opfer

des Krieges endlich getötet werden wollen. Dann kriegen sie alle, was sie wollen.

Die Trauer muss abgewehrt werden, denn sie verdürbe den privilegierten Genuss, erinnerte an die anderen, erinnerte daran, dass etwas getan werden *müsste*, und zugleich daran, dass wir im Grunde nicht in der Lage sind, zu tun, was getan werden müsste. Erinnerte daran, dass uns in letzter Konsequenz nur die Trauer mit den Leidenden bliebe.

Was bleibt, ist die Sehnsucht, dass die Welt ganz anders wäre, als sie ist. Und da stellt sich denn die Frage, ob wir diese Sehnsucht den *Traumfabriken* überlassen oder mit Tränen in den Augen den Utopien *entgegenstürmen* oder wenigstens *-stolpern* wollen. Im schmerzlichen Wissen darum, dass wir wohl niemals ankommen werden.

«An dieser Stelle schwöre ich: Ich werde lieben bis zuletzt...», schreibt Nicole Müller in ihrem Buch *Denn das ist das Schreckliche an der Liebe*. Ausgerechnet, nachdem sie von der Geliebten verlassen worden ist. Vielleicht macht das die Lebendigkeit der Verzweifelten aus – die manchmal so gar nicht unserem Bild entsprechen –, dass sie sich – und das unterscheidet sie von den VerdrängerInnen mit dem *positiven Blick* –, dass sie sich im vol-

len Wissen um die Aussichtslosigkeit, in geradezu verzweifelterm Trotz, immer wieder *hingeben*, alten und neuen Lieben, neuen und alten Utopien. Und immer wieder auch der Trauer. Wobei sich's gut genährt um einiges besser trauern lässt als vor leerem Teller. ■

